

1855. auf. 46. 22

Der Satellit erscheint als
Beiblatt der Kronstädter Zei-
tung jeden Samstag und
kann nur mit dieser Zeitung
pränumerirt werden.

Der Satellit.

Der Pränumerationspreis für
Satellit und Kronstädter Zei-
tung beträgt halbjährig ohne
Postzusendung 4 fl., mit post-
freier Zusendung in die k. k.
Staaten 5 fl., ins Ausland
6 fl. 36 fr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 44.

Samstag, den 3. November 1855.

16. Jahrgang.

Der Conflict zwischen Toscana und Piemont.

Wir haben schon in unserer letzten Zeitung über die Verhält-
nisse zwischen Sardinien und Toscana einige Andeutungen gemacht.
Die „Times“ bespricht diese Verhältnisse ausführlich und meint,
Sardinien befände sich im vollem Rechte. Bekanntlich aber denkt
man in Paris anders. Es läßt sich vollkommen die große Zuneigung
Englands zu Italien erklären, wenn man bedenkt, daß letzteres an
einem der wichtigsten Meerbecken gelegen ist und prächtige Häfen
besitzt; wir begreifen vollkommen, daß da geschürt und gehetzt wird,
um bei einer etwa eintretenden Verwirrung etwas zu erhaschen; aber
unbegreiflich bleibt es uns, wie die „Times“ sich nicht entblödet,
Lügen und Entstellungen wie die folgenden aufzutischen. „Nach erfolg-
ter Bestätigung Casati's habe der toscanische Hof in Wien angefragt,
ob er Recht gethan, und zur Antwort von Graf Buol die Gegen-
frage erhalten, wie der Großherzog „in seiner Stellung als öster-
reichischer Erzherzog“ sich erlauben (!) könne, eine Person zu empfan-
gen, die in der Wiener Hofburg keinen Zutritt hätte?“ Damit
habe die Differenz begonnen. „Sardinien ist bedroht. Graf Buol
hat sich auf's hohe Ross gesetzt. In einer Unterredung mit dem
sardinischen Gesandten in Wien sagte er dreist weg, — da der Bruch
zwischen den Höfen von Florenz und Turin in Folge von Weisun-
gen aus Wien stattgefunden, so werde Se. Majestät der Kaiser der
Sache nicht fremd bleiben, sondern sei entschlossen, sie als eine per-
sönlich berührende Frage zu betrachten. Wir werden, fährt Graf
Buol fort, eine Frist bestimmen, in welcher die Zwistigkeit ausge-
glichen sein muß; es liegt uns nichts daran, ob es in Florenz einen
sardinischen Gesandten gibt oder nicht, aber wenn sie die Geschichte
nicht beilegen, wird Se. kaiserliche Majestät sie als eine persönliche
Affaire ansehen und seine Maßregeln darnach einrichten.“

„Die Frage ist jetzt, ob man D e s t e r r e i c h e r l a u b e n wird, in
der von Graf Buol angedeuteten Weise Maßregeln zu treffen? Soll
Piemont für seine Allianz mit uns büßen? Der Wiener Hof hat
einen starken Entschluß gefaßt; an Europa ist es zu sagen, ob er zur
Ausführung kommen soll? Die toskanische Regierung, ohne Zweifel
von O e s t e r r e i c h aufgehetzt, (oder vielmehr in seinem guten Rechte un-
terstützt) will auf keine Vorstellung hören. Der britische Gesandte
in Turin bot seine Vermittlung an; das sardinische Cabinet ging
darauf ein und es machte einen Vorschlag, der um des lieben Frie-
dens willen große Zugeständnisse an Toscana erhält. Diesen Vor-
schlag hat die toskanische Regierung schlechterdings zurückgewiesen.
Der Großherzog verläßt sich auf O e s t e r r e i c h, und O e s t e r r e i c h baut
auf seine militärische Ueberlegenheit, um Piemont zu slavischer
Nachgiebigkeit zwingen zu können. Es muß sich nun zeigen, ob die
Zuversicht des großen wie des kleinen Selbstherrschers auf einer
sichern Grundlage ruht. Ein Sturm dieser Art wurde lange vor-
hergesehen. O e s t e r r e i c h kann Piemont seine Allianz mit den West-
mächten nimmer vergeben, (das wohl; aber es sieht in der Allianz
mit dem Westen keinen Grund sich Uebergriffe von einer unnatürlich
aufgeblähten Macht gefallen zu lassen, wie es die piemontesische ist),
noch kann es ohne Besorgniß die schwache Morgendämmerung italie-
nischer Freiheit erblicken. Sein Einfluß in Rom, Turin, Florenz
und Neapel ist ihm kaum weniger wichtig als seine Herrschaft über
Mailand und Venedig. Diese italienischen Staaten waren die Vor-
werke seiner Macht. Einer derselben ist jetzt mit Frankreich ver-
bündet — die Hauptstadt des andern ist von französischen Truppen

besetzt. Es ist nicht möglich, daß O e s t e r r e i c h sein Uebergewicht durch
etwas mehr als große Worte zurückzuerobern sucht. Aus diesem
Grunde lenken wir die Aufmerksamkeit des englischen Volks auf die
Sache.“

„Aber wenn das Publikum über das Auftreten eines fremden
und absolutistischen Hofes in Erstaunen und Entrüstung geräth, was
wird es zu dem Vertreter der britischen Nation sagen, der die
Sache unseres guten Allirten in Stich läßt und den Vorurtheilen
und Leidenschaften der toskanischen Camarilla Opfer bringt? Der
Marquis of Normanby ist der Gesandte Englands in Florenz. Er
steht in vielleicht zu innigem Verkehr mit dem Hof und der Gesell-
schaft der Residenz und weiß offenbar wenig davon, wie seine Lands-
leute in dieser großen Sache denken und fühlen. Er meint, der
Großherzog sei vollkommen in seinem Recht, Graf Buol und der
Kaiser machten nur von einem legitimen Einfluß Gebrauch. In seinen
Augen ist der junge Altaché ein Rebel oder wenigstens ein Rebel-
lenkind. Wir erfahren von unserem Correspondenten und aus andern
Quellen, daß er die sardinische Regierung offen getadelt hat, weil
sie dem Sohn eines Flüchtlings eine Anstellung gegeben. Wenn wir
recht berichtet sind, hat die britische Regierung einen diplomatischen
Agenten nach Florenz abgeschickt, um Lord Normanby eine seiner
Stellung würdigere Ansicht beizubringen, und schließlich, hoffen wir,
dürfte dies gelingen. Inzwischen aber unterstützt unser Gesandter
nicht unsere Allirten, sondern den Großherzog und den Grafen
Buol, die somit in ihrer heftigen und beleidigenden Politik von
England aus aufgemuntert sind. Wie das Resultat ausfallen möge,
bleibt es Pflicht und Schuldigkeit der Nation wachsam zu sein. Da
Lord Normanby ohne Zweifel aufgefodert werden wird, sein Be-
nehmen zu rechtfertigen, so wollen wir kein Wort mehr sagen; aber
wir können ihn versichern, dies ist keine Bagatelle-Geschichte, und
das Verhör wird eben so strenge ausfallen wie die Anklage eine
schwere ist.“

Man möchte Sardinien offenbar als Kampfbahn benützen. Wir
denken auf diese Angelegenheit zurückzukommen, sagt die „Desf. J.“

Eine Allianz Frankreichs mit Schweden in Aussicht.

Der „Ost-Deutschen Post“ wird aus Paris unter dem 24. Okto-
ber geschrieben: Nachdem man sich in Frankreich lange mit der
Hoffnung einer deutschen Allianz gegen Rußland gewiegt hat, fängt
man jetzt an, seine Blicke anderwärts hin zu lenken. Es ist zwar
schon früher wiederholt die Rede von einem Beitritte der skandina-
vischen Staaten gewesen, aber nachdem im vorigen Jahre die Unter-
handlungen mit Schweden sich zerschlagen hatten, dachte man einige
Zeit lang nicht mehr an die Möglichkeit einer solchen Allianz. Die
Motive, warum Schweden sich auf nichts einlassen wollte, waren,
wenn ich recht unterrichtet bin, folgende: Schweden fürchtete, im
Falle eines Mißlingens des Feldzuges in Finnland, die ganze Strenge
des russischen Jörnes empfinden zu müssen. Sebastopols langer
Widerstand zeigte ihm die Schwierigkeiten einer Eroberung Kronstadts
als unübersteiglich; aber dennoch war bereits die Rede von Garan-
tien, die Schweden in Bezug auf sein eigenes Gebiet gefordert hätte.
Außerdem wäre wohl ein nicht unbedeutender Beitrag zu den Kriegs-
kosten von Seiten der Westmächte nöthig gewesen, letztere wollten

Ich nun aber zu keinem Engagement der Art verstehen. Sie waren der Ansicht, daß jeder Stadt die Lasten seiner Politik tragen müsse, und haben dadurch vielleicht dem Enthusiasmus, der auch anderwärts für die Beteiligung an ihrer Sache herrschte, gleichsam den Körper entzogen, mittelst dessen allein er zu Thaten hätte übergehen können. Nachdem nun aber die Chancen, Deutschland zu einem entscheidenden Schlage gegen Rußland zu bewegen, für Wien erschöpft zu sein scheinen, spricht man hier mehr als je von der Nothwendigkeit, ja der Wahrscheinlichkeit der Schwedischen Allianz. — Die Einnahme von Sebastopol hat die nationale Partei in Schweden mächtig angeregt und auch auf den Hof soll dieser große Sieg einen gewaltigen Eindruck gemacht haben.

Man glaubt hier, daß, wenn die Westmächte diesen Moment geschickt zu benutzen verstehen und Schweden auf Unkosten Rußlands und vielleicht auch Deutschlands Vortheile garantiren, die es möglicher Weise wieder zu einer Großmacht erheben könnten, die Allianz mit diesem Staate gar wohl zu Stande kommen könnte. Achtzigtausend Schweden und hunderttausend Franzosen und Engländer würden, wenn die Krime einmal nicht mehr den Kern der verbündeten Armeen in Anspruch nimmt, genügen, Finnland und Kronstadt zu erobern. Man hält diese Festung nicht für stärker als Sebastopol und zweifelt keinen Augenblick daran, daß eine ernstliche Expedition im baltischen Meere, mit Landungstruppen versehen, wenn auch nach hartem Widerstande, ganz dasselbe Resultat haben wird wie das, welches man mit Sebastopol erreichte. Ueber die Einnahme dieser letzteren Festung gehen wir nachträglich einige Details zu, von denen ich hier nur eines anführen möchte. Während der letzten Phase der Belagerung waren selbst die kommandirenden Generale sehr besorgt, denn die Wirkungen der Artillerie auf die Erd-Festungswerke waren sehr unbedeutend. Ein Oberst, dessen Namen ich heute noch nicht nennen will, hat zuerst den Rath gegeben, die Mörser in Masse anzuwenden, und von diesem Augenblicke an wurden die Verluste des Feindes furchtbar, denn er verlor nach General Gortschakoff's eigenem Verständniß täglich 1000 Mann. Da man nun die Wirkung der Mörser auf so glänzende Weise erprobt hat, so verspricht man sich für den Fall einer Belagerung Kronstadt's auch sehr viel von ihnen.

Zur Naturgeschichte des „Pfarrerergäßchens“ in Schäßburg.

(Von einem unglücklichen Bewohner desselben.)

Wenn man über schlechte Straßen und kothige Gassen, über holperiges und mangelndes Straßenpflaster in unsern siebenbürgischen Städten, von der Landeshauptstadt an bis zur letzten Provinzialstadt schreibt und liest, so ist das zwar etwas sehr Gewöhnliches und scheint mit dem Begriffe derselben so nahe verknüpft zu sein, daß man sich kaum eine derselben denken kann, ohne sich zugleich eines der erwähnten Uebelstände mit bewußt zu werden: meines Wissens aber ist noch in keiner sächsischen Stadt der Fall vorgekommen, daß ein Fuhrmann an einem leeren Wagen, auf möglichst trockenem Wege, im freundlichen Sonnenschein, in nüchternem Zustande auf öffentlicher Gasse — nicht etwa bloß umgeworfen — sondern die Are gebrochen hätte; wie dies unerdiente und traurige Schicksal am 23. Oktober Nachmittags $\frac{1}{5}$ Uhr den Radoscher Fuhrmann J. R. traf, ungeachtet der Einsender mit einem andern menschenfreundlichen Bürger dem Schwerbedrängten mit thätiger Hilfe beistand.

Der geneigte Leser, der gewiß ungläubig den Kopf schüttelt, fragt wohl, wie und wo ist solcher Casus unter den genannten milbernden Umständen möglich? — Ob er auch in irgend einer andern Stadt der Welt möglich sei, weiß ich freilich nicht, aber in Schäßburg im „Pfarrerergäßchen“ war er am genannten 23. Oktob. l. J. nicht nur möglich, sondern auch wirklich. Der genannte Fuhrmann hatte Wein geladen und war auf menschen- und thierfreundliches Anrathen auf bedeutenden Umwegen von oben in das Gäßchen hineingefahren, war aber so kühn, mit dem leeren Wagen die Regenschichten der untern Mündung dieses Gäßchens passieren zu wollen, welche kühne That er mit dem oben erwähnten Unfall blühen mußte, über den er sich übrigens mit den bescheidenen Worten tröstete: „nur Knochen sollen nicht brechen, Holz ist ja genug im Walde!“

Daß er übrigens trotz seines frischen Gleichmuthes auch noch hinzufügte, daß es für eine Stadt wie Schäßburg eine Schande sei,

solche Gassen zu haben, wird sich der geneigte Leser leicht hingedenken, — ebenso leicht auch, daß viele Schäßburger im Stillen dasselbe denken und fühlen, was dieses Naturkind hier laut auszusprechen wagte. Uns armen Bewohner dieses Gäßchens aber, — 12 an der Zahl — die wir, trotz wiederholter Bitte um geneigte obrigkeitliche Abhilfe, von Gott dazu verdammt sind, der Welt tagtäglich zu zeigen, daß man in diesem Gäßchen mit einiger Übung und mit Zuhilfenahme gymnastischer Künste auch noch wandeln und gehen kann, ohne den Hals zu brechen, uns, die wir zwar nicht Wägen, wohl aber Knochen brechen können, die man nicht im Walde findet, uns wird's der geneigte Leser gewiß nicht übel nehmen, wenn diese Gedanken auch die unsrigen sind und wenn wir ihm sie hier unter vier Augen mittheilen. Hat's doch dem „Siebenbürger Boten“ viel Mühe und Papier gekostet, bis er uns bewiesen hat, daß des Hermannstädter Pflaster — sehr holperig und der Reparatur bedürftig sei. Ach hätten wir hier nur ein holperiges Pflaster! wir tragen ja in der Woche nicht Lackstiefel und am Sonntag ziehen wir auch größere an! wie stolz würden wir sein, wie sicher und kühn würden wir wandeln! denn hier gilt's nicht bloß Hühneraugen, hier gilt's Knochen!

Doch „des Herrn Wege sind nicht unsre Wege, und des Herrn Gedanken sind nicht unsre Gedanken!“

Wenn wir uns nun aber auch, wie der geneigte Leser merkt, in unser Schicksal zu ergeben wissen, so hindert dies uns dennoch nicht ihn freundlich zu warnen, wenn er einmal nach Schäßburg kommt, ja nicht aus eitel Lust in diesem Gäßchen herumfahren zu wollen, und wenn er zu Fuße gehen will, sich eines ortskundigen Führers zu bedienen. Ist der geneigte Leser aber vielleicht seines Handwerks ein Geognost oder ein Paläontolog und hat er einmal Zeit zu einer wissenschaftlichen Excursion, so lasse er den Butschetsch und Königstein oder Thalheim, Szakebát und Portschetsch und komme hieher! Trifft er nach einem mittelmäßigen Platzregen vor dem „Pfarrerergäßchen“ ein, so hat er eben den rechten Zeitpunkt gewählt, um seine Kenntnisse zu erweitern, oder einen geognostischen Aufsatz zu schreiben, den die k. k. Akademie der Wissenschaften lesen kann!

Vor ihm öffnet sich dann das Gäßchen, — das seinen stolzen, vielversprechenden Namen mit demselben Rechte führt, wie der lucas a non lucendo — in Form einer langgedehnten schmalen, gähnen den Schlucht, in der mancherlei lockeres und festes Gestein ansteht, die tertiären und quaternären Gebilde augenscheinlich repräsentirend. Mit wissenschaftlichem Heißhunger stürzt er sich unfehlbar in die gähnende Schlucht und schlägt mit dem geognostischen Hammer zur Rechten und Linken von den erraticen Blöcken und den anstehenden Schichtenköpfen manches kostbare Gradstück ab, das sich im neuerröthenden Landesmuseum unter seinen Kameraden nicht schämen darf!

Aber schon wenn der geneigte Leser an der Burg heraufkommt, und zur Rechten des Stundthurmes zwei oder drei Zigeuner eifrig schaufeln steht, um unter der Leitung des jungen Nachbarvaters auf Kosten der ersten Burgnachbarschaft den großen Schotterhaufen fortzuräumen, der hier nach jedem Regen den Kanal verstopft, der in die Unterstadt führt, kann er seine Forschungen mit großer Hoffnung auf sichern Erfolg aufnehmen. Im Schotter, der unserm Gäßchen entstammt, findet er Proben von allen neptunischen und plutonischen Gebilden des benachbarten Szeklerlandes, welche die thätige Kofel dienfertiger herabführte und abschiff, bis sie der Bewohner des Pfarrerergäßchens ihren Fluthen entriß, um die vor seinem Hause gähnende Schlucht durch solche, oft theure Opfer, zu verschönen. Von petrifizirten Conchylien findet er da wohl eine Limnaea und einige Helixarten, obwohl nur auf secundären Lagerstätten; desto ausgiebiger Fund macht er aber in Ueberresten vierfüßiger Thiere. Zähne von equus caballus, bos taurus, canis familiaris u. c. Ferner zahlreiche Reste durch Menschenhand umgestalteter Naturprodukte sind gar nicht unhäufig, für den Paläontologen freilich als bloß postdiluvianische Gebilde von geringem Werth. — Ist der Forscher endlich müde und will sich hier nicht weiter hüthen, so geht er 20 Schritte vorwärts und steht, wenn er sich mit dem Antlitz gegen Süd-West kehrt, gerade vor dem Pfarrerergäßchen. Da steht er schon in dem Gebiete der Meraceen und der erraticen Blöcke. Etwas weiter hinauf wechsellagert die Kohle, die aus der Schmiede eines benachbarten Schlossermeisters stammt mit dem Behm, durch den der gegenüberwohnende Nachbar sein „Crottoir“ erhöhlt hat. Die eichenen Balken aber, die den künstlichen Damm stützen

sind, von den Fluthen unterwaschen, herabgestürzt und erhöhen die wilde Romantik der Schlucht. Unter ihnen guden als bituminöses, halb petrifizirtes Holz, die eichenen Planken hervor, mit denen unsere Vorfahren den Boden des Gäßchens einst pflasterten oder dielten. Weiter hinauf verflacht sich die Schlucht ein wenig und bietet dem Forscher mindere Ausbeute, wenn er nicht etwa aus der braunen, brenzlich riechenden Flüssigkeit — die bei näherer Untersuchung aus drei Viehställen stammt — fälschlich auf die Nähe einer Asphalt- oder Naphthaquelle schließen will. — Größeren Reiz gewinnt die Gegend wieder vor Nr. 12, wo sich drei mächtige Wasserfälle finden, die sich denen der Fogarascher Gebirge fast an die Seite stellen lassen. Hinter diesen schließt sich die Schlucht und verflacht sich allmählich zum sogenannten Gatenplatz, dessen wahre geognostische Beschaffenheit erst durch die Fluthen des nächsten Jahres aufgeschlossen und der Forschung zugänglich gemacht werden wird.

Hoffentlich wird das, im Dienste der Wissenschaft hier halb still, bald geräuschvoll arbeitende Wasser, dies Werk bis zu der, im nächsten Jahre hier stattfindenden Versammlung des Vereins für siebenb. Landeskunde vollenden. Dann können wir die geehrten Mitglieder und Gäste zwar nicht, wie die freundlichen Kronstädter, auf die Sinne, den Wutscheitsch und Königstein führen, wohl aber — ins Pfarrersgäßchen, wo jedenfalls mindestens die naturhistorische Section, wenn sie sich über die kleinen Unannehmlichkeiten der Umgebung hinwegsetzen kann — eine Sitzung im Freien halten wird, um ihre Vorträge auf unmittelbare Anschauung zu gründen, und auch dem Laien interessant und mundgerecht zu machen.

Correspondenz.

* Bukarest, 30. Oktober. Ueber die Krankheit des Fürsten Strebey wurde viel geschrieben, aber wie es gekommen ist, daß Se. Durchlaucht so schnell genesen, darüber habe ich mir vorgenommen Ihnen eine ausführliche Mittheilung zu machen. Seltene Gesichter wird meine Correspondenz in den Reihen der hiesigen Aerzte erzeugen, aber das genirt mich nicht; ich gehe von dem Grundsatz aus: Dem Verdienste gebührt der Dank. Die Stunden des Fürsten waren schon gezählt und sein Leibarzt und alle übrigen Aerzte, welche über die Krankheit consultirten, waren mit ihrer Kunst zu Ende. Die Fürstin, welche ihrem Gemahl mit inniger und treuer Liebe ergehen ist, war in großem Kummer. Da gab ein guter Geist ihr den Gedanken ein, ihre letzte Zuflucht zum Dr. v. Meyer zu nehmen. Dieser wollte aber auf seinem Gute bei Ploesch. Augenblicklich wurde eine Hofequipage dorthin abgesendet, um den Doktor nach Hof zu bringen. Doktor v. Meyer als Mensch und als Arzt gleich ausgezeichnet, vergaß allen Fader, der zwischen ihm und dem Fürsten obwaltete, und eilte nach dem fürstlichen Hoflager. Um den Kranken in keine Aufregung zu versetzen, trat der Doktor nicht an das Krankenbett, sondern setzte sich in dem Vorzimmer mit der Fürstin und den Aerzten in Rapport. Als er von dem Gange der Krankheit genau informirt war, sprach er seinen Tadel darüber aus, daß man dem zweiundzwanzigjährigen Fürsten zu viel Blut genommen und ihn dadurch so stark geschwächt habe. Hierauf ordnete Dr. v. Meyer. Nach sechs Stunden war in dem Zustande des hohen Kranken eine sichtbare Besserung eingetreten, nach zwölf Stunden war die Gefahr verschwunden und nach vierundzwanzig Stunden bereits die Reconvalleszenz eingetreten, und dieses Alles war Dr. v. Meyers Werk.

Welchen Werth dieser Mann hier in allen Kreisen hat, geht daraus hervor, daß ihm, wenn ich nicht irre, vor zwei Jahren eine Adress gewidmet wurde, welche von den höchsten Bojaren, den Ministern und allen Corporationen und selbst den Schwiegersöhnen des Fürsten unterschrieben war, und worin dem Dr. v. Meyer im Namen des Vaterlandes für das viele Gute, was er in der Walachei geleistet, ausgesprochen wurde. Dr. Meyers Verdienst um die leidende Menschheit ist groß und sein Name wird in der Geschichte der Walachei fortleben. Unter Ghika und noch mehr unter Bibesco wurde des Doktors Verdienst erkannt und er galt damals bei Hof sehr viel.

Interessant aus Dr. v. Meyers Leben ist eine Scene mit Omer Pascha. Als die Russen die Donaupferstühler geräumt hatten und die Türken einmarschirt waren, gab es eine Menge Augenbienen, die sich dadurch in Sattel heben wollten, daß sie andere Männer verschwärzten, Meyers Feinde waren besonders thätig bei Omer Pascha,

und es gelang ihnen bei leichtgläubigen Muschir gegen den Doktor auf's Höchste zu erbittern. Die Aeußerungen des erzürnten Omer Pascha will ich übergehen, weil sie leidenschaftlich waren. Dr. v. Meyer ein fester und energischer Charakter ließ sich durch nichts irremachen, und lebte seinem Beruf. Der Muschir erkrankte bald darauf sehr heftig und die Aerzte hatten ihn schon dem Grabe nahe gebracht. Omer Pascha's Gattin, eine junge Siebenbürger Sächsin, eilte, als sie die große Gefahr in welcher ihr Gemahl schwebte, erkannte, zum Dr. v. Meyer und bat ihn flehendlichst ihren Mann zu retten. Eine halb Eskadron Türken hatten den Wagen in welchem Omer Pascha's Gattin den Doktor abholte, begleitet. Als Meyers Feinde dieses wahrnahmen, triumphierten sie schon im Stillen und waren der Meinung nun werde man ihn gefangen nach Konstantinopel abführen, aber sie täuschten sich gar arg. Als der Doktor an's Krankenbett zu Omer Pascha trat, bat dieser, Herr v. Meyer möge Alles das, was zwischen beiden vorgefallen, mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken. Des Doktors Antwort war eines Mannes würdig. Er sagte nämlich zum Muschir: „ich komme als Arzt und nicht als Meyer und meine Aufgabe ist es Ew. Excellenz wieder herzustellen!“ Auch hier war es nahe daran, daß dem türkischen Feldherrn der Lebensathem entflohen wäre, so war er zugerichtet. Omer Pascha's Aeußerungen über die Aerzte, welche ihn so weit brachten, will ich auszarter Rücksicht für die Männer der Wissenschaft übergehen. Als der Doktor mit seinem Examen über den Zustand Omer Pascha's geendet hatte, schrieb er ein Recept, mit welchem ein reitender Türke allsogleich nach der Apotheke jagte und die Medizin in wenig Minuten brachte. Doktor Meyer nahm eine Tasse, goß eine Quantität von der Medizin in dieselbe, kostete sie und reichte sie dem Todtkranken, der hierüber sehr gerührt wurde und sich dahin äußerte, er habe völliges Vertrauen zu dem Doktor und das Kosten der Medizin sei nicht nöthig gewesen. Vierundzwanzig Stunden weilte Dr. v. Meyer bei Omer Pascha und drei Tage darauf konnte der Muschir auffahren und wurde hierauf ein enthusiastischer Verehrer Meyers. Was ich hier mittheile ist Thatsache und getreu der Wahrheit nachgezählt.

Feuilleton.

(Zu spät.) Als Friedrich der Große im Januar 1740 mit seinen Truppen in Breslau einrückte, fand namentlich die preussische Garde allgemeine Bewunderung. Bielefeld erzählt: „Sobald die preussische Garde, die aus sechs Fuß langen, wohlgekleideten, gleichsam gedrehten, in Blau und Silber gekleideten Grenadiere besteht, in Breslau einrückte, waren die Damen aller Stände bezaubert; ich habe nie einen solchen Enthusiasmus gesehen. Gestern wurde ich eine junge, recht hübsche Frau gewahrt, die die bittersten Thränen weinte. Nach einem kleinen verlegenen Zögern gab sie mir den Aufschluß, daß sie einen Fässler des Münchovischen Regiments geheirathet habe; sie bereue nun aber ihre Uebereilung, da sie, wenn sie noch acht Tage länger gewartet hätte, jetzt einen sechs Fuß zwei Zoll launen Grenadier hätte bekommen können.“

* Peter der Erste marschirte mit seiner Armee in den Wäldern an den Ufern des Boristhums. Der Brotporrath war gänzlich ausgegangen, die Soldaten schrien vor Hunger, aber es konnte erst in zwei Tagen Brot herbeigeschafft werden. In dieser Noth befohl Peter dem Popen, der die Armee begleitete, einen feierlichen Fasttag zu verkündigen. Die Russen, die keinen Kalender bei sich führten, glaubten es treuherrig. Jedermann fastete gewissenhaft, Keiner murkte, und der Kaiser hatte Zeit, Lebensmittel herbeizuschaffen.

* (Ein wahrer Traum.) Vor etwa sechs Wochen ver schwand in Galata ein griechischer Knabe, niemand wußte wohin. Trotz aller Nachforschungen war keine Spur von ihm zu entdecken. Legten Freitag's Nacht hatte die Mutter des Knaben nun einen sonderbaren Traum. Sie meinte ihr vor einem Jahr verstorbenen dreijähriges Töchterchen zu sehen. Es war ihr, als käme das Kind aus der Schule nach Hause und sagte: Weißt du wo Bruder Constantin ist? Er ist in jenem Brunnen. Die Mutter erwacht darüber und erzählt bestürzt ihren Traum. Die Sache wird bekannt, die Polizei hört davon und läßt den Brunnen untersuchen, und man findet darin in der That die Leiche des Knaben.

(Der Franzose in England.) „Sobald ein Franzose englischen Boden berührt“ schreibt Blankard Ferrol, „ist er plötzlich ein verwandelter Mann; alle seine Gewohnheiten muß er bei Seite setzen; er muß sich mit der blassen englischen Juni-Sonne begnügen; er muß sich gefallen lassen, wenn er binnen wenigen Stunden von Frost geschüttelt, gebraten und dann durchnäßt wird; auch wird ihn der düstere Anblick verstimmen, welchen der Kohlenrauch den Städten giebt. Was ferner die englischen Wirthshäuser und Herbergen betrifft, so findet er Alles in directer Opposition zu der Liebe der Behaglichkeit, die ein Franzose von zu Hause mitbringt. Das Meublement ist hart und eckig; man möchte wännen, daß dieses England, daß so wesentlich seeisch ist, seinen fremden Besuchern Schiffszwieback zum Darauffischen unterbreite! Von mir selbst zu sprechen will ich, auf die Gefahr hin für einen Sybariten und verweichlichten Donny zu gelten, unumwunden gestehen, daß ich allmorgendlich, wenn ich aus meinem Bette mich erhob, ich ebenso abstrappigirt durch dessen Härte war, als von den Wanderungen, die mich in daselbe getrieben. ... Es regnet, der Wind heult, die Straßen sind in Moräste verwandelt und Jedermann ist zu Hause und ließt „Thomson's Jahreszeiten“. Verrätherischer Himmel, verrätherisches Albion! Ich gehe aus, meinen Mantel bis über die Nase gezogen und den Hut über die Augen herabgedrückt; ich kehre nach Hause zurück, fast vor Kälte zitternd. Ich vergeße meine Würde und fordere Feuer. Ich gehe zu Bette und schreibe.“

(Eine würdige Rivalin von Margaretha von Burgund.) Bekannt sind die Bacchanalien von Margaretha von Burgund, die sie in dem berühmten Nele-Thurme feierte und die manchem jungen stattlichen Cavalier (die Armen wurden in der Nacht ermordet) das Leben kosteten. Unter den Töchtern, so wird in der alten Chichimeken Chronik berichtet, (also vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus), welche der König von Mexiko und andere Fürsten dem Könige von Tezcuco Nezahualpillintli sendeten, um eine Gemahlin für sich zu wählen, war die mexikanische Königstochter sowohl durch Rang als Schönheit die ausgezeichnetste, zu dieser Zeit aber noch zu jung, wurde ihr von dem Monarchen ein großer reicher Palast mit zahlreichem Hofstaate angewiesen. Ihre große Jugend schützte sie jedoch nicht gegen die abscheulichsten Ausschweifungen. Jünglinge, die ihr gefielen, ließ sie heimlich zu sich bringen, kostete mit ihnen, ließ sie dann ermorden, vor ihrer Entfernung aber nach ihren Beinamen Statuen anfertigen, die sie mit reichen Gewändern Gold und Geschmeide schmückte und in ihren Gemächern aufstellte, welche bald damit gefüllt waren. Von dem Könige nach der Bedeutung dieser Bildergalerie gefragt, gab sie zur Antwort, es seien ihre Götter, was er, die mexikanischen religiösen Bräuche kennend, ihr gern glaubte. Aber ihre Verbrechen sollten an den Tag kommen. Dreien ihrer Duhler, jungen Leuten vom höchstem Range, hatte sie, weshalb ist nicht gesagt, das Leben gelassen. Eines Tages nun erkannte der König an der Hand des einen derselben einen kostbaren Ring, den er der Königin geschenkt hatte. Die Entdeckung beunruhigte ihn nicht wenig; schon in der folgenden Nacht begeherte er Einlaß in das Schlafgemach der Königin; es hiess, sie schlummere bereits; er ließ sich durchaus nicht abweisen, er trachtete nach Aufschluß über den Ring. Er trat ein und wollte die schöne Dame wecken, fand aber statt derselben nur eine reich geschmückte, der Königin sehr ähnliche Puppe in dem Bette. Das Original amüßte sich indeß mit ihren drei Cavalieren. Das Verbrechen war entdeckt; die Verbrecher erlitten nach gerichtlicher Untersuchung, im Angesicht der Stadt Tezcuco öffentlich die Todesstrafe, eben so die Königin. Die Hinrichtung erfolgte mittels der Garrote.

* Die Stadt Buffalo am Erie-See, die noch sehr jung, aber bereits ein sehr bedeutender Handelsplatz ist und unter andern die längste und breiteste Straße besitzt, welche in irgend einer Stadt vorkommt, verdankt ihre Gründung einem seltsamen Speculanten, Ein gewisser N. gab Wechsel mit falschen Giras aus, im Betrag von zehn Millionen. Jeden eingehenden bezahlte er pünktlich — mit einem andern solchen Wechsel. Mit dem Gelde, das er sich so machte begann er ungeheuerer Unternehmungen, unter Andern baute er fast ganz Buffalo und ein großes Theater daselbst. Endlich kam seine

Schwindelei zu Tage und er wurde zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt. Nach Ablauf dieser Zeit holte in ganz Buffalo aus, dem Gefängniß ab und trug ihn im Triumph durch die Stadt, die er geschaffen hatte. Er ist erst vor Kurzem gestorben.

Bereicherung des deutschen Sprachschates.

Der „Siebenbürger Bote“ bringt in Nr. 214 eine Mittheilung über das Feuer, welches am Abende des 29. Oktober in der Josefsstadt zu Hermannstadt ausgebrochen ist und die Hintergebäude von 2 Possessionen eingäschert hat. Dies Feuer nun, welches allerdings keinen Nutzen gebracht, sondern nur Schaden angerichtet hat, und Niemanden als Feuersfeuer erschien, wird in jener Mittheilung ein „Schadenfeuer“ genannt. So schön diese Zusammensetzung auch in den Augen des betreffenden Referenten sein mag, so ist sie ohne Zweifel doch sehr gewagt, und erscheint so neu, daß jeder Leser des „Siebenbürger Boten“ nach einem Lexicon greift; — leider aber besitzt noch Niemand ein solches, in welchem man „Schadenfeuer“ finden könnte: „also eine neue Combination!“

Siebenbürger Wiederhall *)

zur „Stimme aus dem deutschen Norden“ im Satellit Nr. 35.

Dürst' ich nicht mehr in Hamburg sein,
Ich zög' in Deine Mauern ein!

Hoch lebe Herr Dr. Pfarrer und Primarius aus Hamburg,
hoch lebe Alt!

Fast oder doch bald der Älteste im Clerus der sächsischen Nation in Siebenbürgen bedauert: daß er, in Kronstadt nicht anwesend, auf jene beiden Zeilen nicht gleich einfallend rufen konnte: Hoch lebe Alt! Er sprach so: daß es uns ganz neu erklang; — wir wollen lieber sagen: ewig! — So ist in Alt die seltne Drei zusammengekommen: Alt, Neu-Ewig!

Ja, das war in der Krone, die im heurigen Jahre und Ber-eine Kronstadt schmückte, ein Diamant, oder — Schleifung ist Bildung! — Brillant erster unerwarteter Größe!

In Kronstadts Mauern einzuziehen?

— Kein Wunder! — dazu möcht' wie Alt ich Älterer selbst ergrühen!

Wär' ich nicht g'rad' in Mühlenbach.

Genug der Ruhm folgt Alten nach!

Denn Kronstadt hat zuvor gekronet — Er

Dann Kronstadt — Ihn! —

*) Durch Zufall verspätet.

Hermannstädter Lotterie-Ziehung

am 31. Okt. 1855

gezogene Nummern:

3. 71. 82. 44. 72.

Die nächste Ziehung findet am 14. November statt.

Wiener Börsencourse.

Vom 2. November.

5% Staats-Schuldverschreibungen	74 3/4
4 1/2% „ 1852er	65 3/4
4% „	—
1839 Loose für 100 fl.	—
Futureff für einen Gulden	239 Para.
London, für 1 Pfund Sterling	11.8
Bankactien	986
Gold	19 1/2
Silber (Augsburg.)	114
Rationalanlehen von 1854	78 3/4
Lottoanlehen 1854	98 1/4

Course in Kronstadt, am 3. November.

Gold (Dufaten)	5 fl. 19	fr. C.M.
Silber	14	%

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit
Beiblatt der Kr
tung jeden E
kann nur mit d
brännumerir

Nr. 45.

Die Ze

Vor beim
Zeitungsblatte
ein Aufsatz be
merkbarkeit at
derselben: Er
abgenühten K
Brückenwächte
von den Geist
erschließen. —
schreibung nach
Petersberg.

Während
legenheit, dies
gestehen, daß
man keine Ge
saud zwar we
infernalischer
solide von We
lichem Wasser
wasser verhält
zusprechen, bei
Gruben und
Beweis, daß
Fortschritte g
Haus, dann e
industriellen
im Silwagen
sei? Er erwi
ich zweifelnd.
man hätte die
Sie haben N
früher, denn
vorgekommen,
Gleich nach n
versations-Lex
darin. Ich da
neue Erfindun
Gewerbsfache
Erst vor
druck Sahann
Kaffor u
hund, welcher
den Jägern b
Krähe oder C
verzehrt. Bew
mal gehe ich
das Unglück t
aufstoßen; wer
Heute hätte ic
aber — sie si
mein Gewehr
werde ich n
in die Tasche
Diesmal war